

Erstes Kapitel.

Die Bestattung bei den Griechen.

Die Funde von Sidon.

Die Frage, wie die Griechen ihre Toten zur letzten Ruhe zu bestatten pflegten, ist merkwürdigerweise noch nicht endgültig gelöst. Dörpfeld glaubt zwar nachweisen zu können, daß durch den ganzen Verlauf der griechischen Geschichte dieselbe Art der Bestattung üblich gewesen sei: die Toten seien nicht verbrannt, sondern nur gebrannt (d. h. gedörrt) und ihre Überreste dann der Erde übergeben worden; ganz eingäscherte oder gar nicht vom Feuer berührte Leichen seien Ausnahmen. Im Gegensatz zu ihm erklärt Engelmann die Verbrennung für die Regel, die „Brennung“ dagegen für eine aus irgendwelchen technischen Gründen mißglückte Verbrennung. Der scharfe Widerspruch dieser beiden Ansichten zeigt schon, wie verschieden die Fundumstände beurteilt werden können; und da auch die literarischen Quellen kein einheitliches Bild ergeben, so wird man zu der alten Ansicht zurückkehren müssen, daß die Art der Leichenbergung, so konservativ sonst der Mensch gerade bei Totenbräuchen zu sein pflegt, bei den Griechen nach Ort und Zeit verschieden gewesen ist. Da die Sitte der Leichenverbrennung vermutlich aus Babylonien stammt, so ist es erklärlich, daß sie in Jonien viel früher herrschend war als in Hellas. Erst als im Verlauf des siebenten Jahrhunderts die homerischen Gedichte in Griechenland allgemein bekannt wurden, nahm man auch hier die homerisch-heroische Feuerbestattung an, vermutlich aus Aberglauben, da man durch Vernichtung des Leibes die gespenstige Seele am sichersten an der Rückkehr in die Welt der Lebenden hindern zu können meinte. Bezeichnend sind die Funde auf dem großen Friedhof am Dipylon zu Athen: in ältester Zeit sind die Toten ausnahmslos begraben, zur Zeit des ionischen Einflusses (7. und 6. Jahrhundert) dagegen zum größten Teil verbrannt. Im sechsten Jahrhundert kehrt man dann meist zur Beerdigung zurück; so auch am Dipylon. Daß um das Jahr 400 v. Chr. Feuer- und Erdbestattung nebeneinander in Übung waren, geht aus der unbefangenen Auffassung einer Stelle des platonischen

Phädon unzweifelhaft hervor. Hier lehnt nämlich Sokrates Kritons Frage, auf welche Weise man ihn bestatten solle, mit der Bitte ab, Kriton möge jedenfalls nicht bekümmert sein, wenn er sähe, wie sein Leib „(entweder) verbrannt oder begraben“ werde. Wenn hierzu behauptet worden ist, Sokrates wolle damit nicht zwei verschiedene Bestattungsarten als möglich hinstellen, sondern spreche nur von zwei Abschnitten einer Bestattungshandlung, so widerspricht dem nicht nur der Wortlaut des sokratischen Ausspruches, sondern auch der Zusammenhang mit Kritons Frage. — Die letzte eingehende Behandlung des Problems durch Zehetmeier kommt zu dem Ergebnis, daß in klassischer Zeit die Beerdigung die Regel gewesen sei und daß eine Verbrennung nur stattgefunden habe entweder zu besonderer, sozusagen heroischer Ehrung eines vornehmen Toten oder zur Verminderung der Ansteckungsgefahr bei Epidemien oder endlich, um die Überreste der in der Ferne gestorbenen, namentlich der in Feldzügen gefallenen Mitbürger leicht in die Heimat überführen zu können. Das ist auch das Natürliche, da die Verbrennung ungleich teurer und schwieriger ist als die Beerdigung.

Der unverbrannte Leichnam wird erst verhältnismäßig spät in einem Sarge zur Erde bestattet. Ursprünglich legte man ihn einfach auf eine Blatterschüttung, besonders gern aber auf eine Lage von Weinreben; ein Brauch, der sich in dem uralten Totenritual der spartanischen Könige lange Zeit erhalten hat. Später begnügte man sich damit nicht mehr: man legte wenigstens die Schächte mit Ton- und Steinplatten¹⁾ aus und stellte auch wohl diese Platten in dachförmiger Neigung über dem Toten gegeneinander. Daß der eigentliche Sarg den Hellenen ursprünglich fremd ist, ergibt sich aus der griechischen Sitte, den Toten auf dem offenen Ruhebett, auf dem er ausgestellt worden war, zu Grabe zu tragen.²⁾ Wenn man Särge verwandte, stellte man sie wohl meist aus Holz her, vornehmlich aus Zypressenholz. Diese sind natürlich fast

1) Am liebsten soll man dazu einen in der Troas anstehenden Alaunschiefer verwendet haben, da man glaubte, daß er die Verwesung des Leichnams befördere. Man nannte ihn daher Sarkophagos, d. h. Fleischfresser. Zur Bezeichnung des Leichentastens kommt dies Wort erst in römischer Zeit vor (1. Jahrh. nach Chr); aus ihm ist dann unser „Sarg“ entstanden, der das deutsche „Leichkar“ verdrängt hat.

2) Vgl. die Darstellung auf der Dipylonvase Spr. 105, B. p. W. 67. Ein Nachklang dieser Sitte ist der noch heute in Griechenland übliche Mißbrauch, die Leiche im offenen Sarge zum Kirchhof zu bringen.

alle zugrunde gegangen und haben höchstens in einigen im Grab gefundenen Nägeln ihre Spuren hinterlassen. Dagegen haben sich Tonsärge jeder Form, die man wohl namentlich in holzarmen Gegenden verwandte, wegen der Widerstandsfähigkeit ihres Materials zahlreich erhalten. Steinerne Särge sind in Griechenland verhältnismäßig sehr selten: in 116 Dipylongräbern fanden sich nur 3 Steinsarkophage. Nur im Osten (Samos) scheinen sie häufig gewesen zu sein (128 in 159 Gräbern!), vermutlich unter dem Einfluß des nahen Ägypten, der sich auch bisweilen in ihren Formen verrät.

Sehr charakteristisch ist es nun für den hellenischen Geist, daß die in Griechenland selbst gefundenen Särge, mögen sie aus Holz, Ton oder Stein bestehen, durchweg außerordentlich schlicht und fast jeden Schmuckes bar sind. Keineswegs geizig gegenüber dem Toten, wollte der Grieche der klassischen Zeit seiner Pietät lieber durch künstlerisch vollendete Grabdenkmäler und Grabsteine einen auch den Lebenden erfreulichen Ausdruck geben. In dem Gesetz des Demetrius Phalereus (kurz nach Alexander dem Großen), das den maßlosen Gräberluxus einschränkte, werden bezeichnenderweise Sarkophage überhaupt nicht erwähnt. Der Grieche verschwendete die hohe Kunst seiner Plastik nicht an Gebilde, die, in der Erde verborgen, weder den Lebenden noch den Toten erfreulich und notwendig waren. Daher stammen sämtliche aus der griechischen Kunst hervorgegangenen Prachtsarkophage von den äußersten Grenzen der hellenischen Welt, wo entweder die Griechen sich der Sitte benachbarter Barbaren angeschlossen oder aber diese Barbaren selbst die Hilfe der in der Nähe tätigen griechischen Künstler für sich in Anspruch nahmen. Das gilt für Prachtsärge jeglichen Materials. Edelgeformte, reichverzierte Holzsärge aus der Zeit Alexanders des Großen stammen von dem griechischen Friedhof bei den Pyramiden von Abusir (südl. Kairo); erheblich ältere, mit Malerei und Tonreliefs schön geschmückte Holzsarkophage der bosporanischen Edeln aus den Grabhügeln der mit griechischer Kultur durchtränkten Krim. Unter den Tonsärgen sind besonders bemerkenswert die schönbemalten Sarkophage von Klazomenae in Jonien (B. p. W. 115; Spr. 143), die für die Geschichte der Malerei im sechsten Jahrhundert so hochwichtig sind.¹⁾ Am anderen Ende der griechischen Welt haben hellenische Künstler jene etruskischen Särge bilden helfen, von denen in Cervetri, dem griechischen Caere, kostbare

1) Von etwa 30 bekannt gewordenen Exemplaren sind 7 im Berliner Museum.

Exemplare gefunden worden sind (Spr. 388, L. S. 370). Marmor-sarkophag vollends, die nicht bloß Handwerksstücke sind, sondern plastischen Schmuck von künstlerischem Werte tragen, kommen in der klassischen Zeit auf griechischem Boden überhaupt nicht vor. Robert, der in seinem großen Werk über die antiken Sarkophagereliefs viele Hunderte aus römischer Zeit zusammengestellt hat, konnte nur einen einzigen aus griechischer Zeit und Werkstatt anführen; und dieser, der Wiener Amazonensarkophag, gehört erst der Epoche kurz nach Alexander dem Großen an.

Da entstiegen dem alten Kulturboden Phöniziens ganz plötzlich im Jahre 1887 in leuchtender Pracht die sidonischen Sarkophag. Die Bedeutung dieses Fundes beruht vor allem darauf, daß diese Sarkophag die Entwicklung der Kunst durch drei volle Jahrhunderte begleiten, nämlich vom sechsten bis ins dritte, also durch den ganzen Verlauf der griechischen Geschichte. Die ältesten Stücke sind noch ägyptische Granitkolosse aus der Zeit der letzten saittischen Könige, also etwa aus der Zeit des Pisistratus. Dann folgen anthropoide¹⁾ Marmor-sarkophag, die älteren von phöni-

1) So nennt man Särge, die äußerlich die Formen des menschlichen Körpers nachahmen (vgl. Abb. 3). Interessant ist die Entstehung dieser sonderbaren Leichenkästen. In Ägypten, ihrer Heimat, gebot der Ka-Glaube eine möglichst unversehrte Erhaltung der Leiche. Da nun beim Dörren im heißen Wüstensand oder bei der Mumifizierung vor allem das Gesicht leicht entstellt wurde, bedeckte man schon in sehr früher Zeit den Kopf der Mumie mit einer Maske. Das m. W. älteste unter den bisher gefundenen Exemplaren stammt aus einer anonymen, zur Pyramide des Nemeserre gehörigen Mastaba, also aus der fünften Dynastie; bekannter ist die vergoldete Pappmaske des Apaandju, die samt der dazugehörigen Perrücke im Berliner Museum aufbewahrt wird (Inv. 10184). Von den Ägyptern übernahmen andere Völker diese Sitte: so gehören in diesen Zusammenhang die mykenischen Goldmasken (L. S. 154). Aber in Ägypten ging man weiter: einerseits verlängerte man die Maskenhülle des Gesichtes zu einem flachen Reliefbild der ganzen Vorderseite des Körpers, das die im inneren Sarg liegende Mumie von Kopf bis zu Füßen bedeckt (z. B. Ta-maket, Berlin Inv. 10832), andererseits gab man sogar dem inneren Holzfang selbst in mehr oder weniger genauer Nachbildung die Formen des menschlichen Körpers (z. B. Meri, Berlin Inv. 1). Endlich (soviel ich weiß, erst im neuen Reich) übertrug man diese Form auch auf den äußeren Steinsarkophag (z. B. Hare, 19. Dyn., Berlin Inv. 57). Arme, Füße und Rumpf werden bisweilen kaum angedeutet, der Kopf aber stets ausgeführt, ein deutliches Zeichen der Entstehung aus Leichenmaske und Mumie. — Diese Anthropoiden wurden nun, erst durch ägyptischen Export, dann durch eigene Nachahmung, bei den Phöniziern heimisch; sie finden sich daher überall, wo Phönizier gesessen haben: in

zischer, die jüngeren von griechischer Arbeit; diese letzten sind, wie die Köpfe lehren, den Skulpturen von Olympia etwa gleichzeitig (gegen 450). Nun folgen die vier Prachtstücke der Sammlung: der sog. Satriensarkophag gehört in die Zeit kurz vor, der Iphische in die Zeit kurz nach Phidias; der Klagefrauenarkophag ferner verrät auf's deutlichste den Einfluß der späteren attischen Kunst des beginnenden vierten Jahrhunderts, und der sog. Alexandersarkophag endlich führt über Praxiteles und Skopas hinaus in die Zeit des Lysipp, des Hofbildhauers Alexanders des Großen. Diese vier Kunstwerke im Zusammenhang mit ihrer Zeit zu würdigen, ist vor allem die Aufgabe dieses Buches. Zu einer richtigen Beurteilung aber namentlich des Alexandersarkophages ist es unerläßlich, sich die Fundumstände und die Fundstelle zu vergegenwärtigen. Daher schicke ich eine kurze Darstellung der Geschichte der dortigen Ausgrabungen voraus, die übrigens durch die Eigentümlichkeit der den Forschern entgegentretenden Schwierigkeiten und der technischen Mittel, mit denen sie überwunden wurden, geeignet sind, auch das Interesse des Laien zu fesseln.

Mit dem Namen Phönizien bezeichnet man bekanntlich den Küstensaum des Landes nördlich von Palästina. Die wichtigste Phönizierstadt war im Altertum Tyrus, neben dem noch Sidon und Berytus eine Rolle spielten. Heute ist Berytus, jetzt Beirut genannt, bei weitem die wichtigste Stadt der ganzen Küste; dagegen ist das einst so mächtige Tyrus kaum noch ein elender Flecken, und Sidon, heute Saida, ist ein bedeutungsloses Küstenstädtchen. Die antike Kultur hat namentlich bei Sidon ihre Spuren zurückgelassen in unterirdischen Grabanlagen; denn der Fels ist weich genug zur Bearbeitung und doch von solcher Festigkeit, daß er selbst übereinandergelegte Kammern zu tragen vermag. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden diese Gräber von einer französischen Expedition unter

Sidon so gut wie in Karthago, auf Cypern wie auf Sizilien. Auch in Ägypten bleibt diese Form bis in die späteste Zeit hinein sehr beliebt. Der innere Holzarg wurde in der Diadochenzeit geradezu als Statue gebildet, und der heutige Beschauer ahnt zunächst gar nicht, daß etwa ein lebensgroßes, aufrechtstehendes Holzbild der Göttin Hathor die Leiche einer Frau in sich barg (Cete-har-si-ese, Berlin Inv. 31). Die Totenmasken endlich werden in griechisch-römischer Zeit ersetzt entweder durch vollplastische Stuckköpfe, die oft den Toten wie aus dem Schlummer emporfahrend darstellen (z. B. Berlin 11649), oder durch jene in Wachsfarben ausgeführten Porträtbilder, die für uns als einzige Überreste der griechischen Bildnismalerei so überaus wertvoll sind (z. B. Aline, Berlin 11673; vgl. Spr. Taf. 12; L. S. Tafel 3. S. 358).

Führung von Erneste Renan, dem berühmten Orientalisten und Verfasser des „Lebens Jesu“, durchforscht und aufgenommen. Sie brachte als Beutestück nach Paris einen großen ägyptischen Granitsarkophag, der außer den Hieroglyphen noch eine phönizische Inschrift trägt, die ihn als Sarg des Königs Eschmúnazar von Sidon bezeichnet. Seitdem waren systematische Grabungen nicht mehr gemacht worden. Da meldete Anfang März 1887 der Besitzer des Landgutes Anaa seinem Kaimakam (etwa = Landrat), er habe beim Graben nach Bausteinen einen senkrecht in die Tiefe gehenden Schacht gefunden, der in eine mit Sarkophagen gefüllte Kammer führe. Und nun arbeitete die als so schwerfällig verschrieene türkische Regierungsmaschine mit erstaunlicher Präzision: der Kaimakam ließ den Schacht bewachen und erstattete Meldung beim Generalgouverneur; dieser ließ ohne Verzug durch seinen Stabsingenieur die Grabanlage untersuchen, und als nun 7 Grabkammern mit nicht weniger als 17 Sarkophagen geöffnet wurden, ging sofort ein ausführlicher Bericht nach Konstantinopel ab. Dort erhielt Hamdi Ben, der von französischen Archäologen gebildete Vorsteher der damals noch kleinen Antikensammlung im Tschinili Kiosk zu Stambul, sofort Befehl, sich unverzüglich nach Sidon einzuschiffen und die Sarkophage nach Konstantinopel zu überführen.

Am Abend des 30. April landeten Hamdi und sein Begleiter Baltazzi Ben in Beirut; sie ritten sogleich nach Saïda weiter, wo sie erst nachts totmüde anlangten. Aber Hamdi fand keine Ruhe. Noch in der Nacht ritt er nach Anaa hinaus und ließ sich an einem Tau in den über 10 Meter tiefen Schacht hinab. Zitternd vor Erregung durchwanderte er allein beim ungewissen Schein einer Fackel die finstere Stätte des Todes und erkannte in unbeschreiblicher Erschütterung, daß die neuen Funde vom höchsten Kunstwert seien, zugleich aber auch, daß hier Barbarenhände schändlich gewütet hatten. Vor Jahrhunderten schon waren Leichenräuber in die Nekropole eingedrungen und hatten, da sie die schweren Deckel nicht heben konnten, gerade einige der schönsten Sarkophagkästen mit Ägthieen zertrümmert, um die Leichen und den Leichenschmuck herauszerren zu können.

Auf dem beigelegten Plan ist die Sohle des Schachtes als Vestibule bezeichnet; sie mißt etwa 4 Meter im Quadrat und liegt 10 Meter unter der Erdoberfläche. An das Vestibül stoßen zunächst 4 durch Mauern geschlossene Kammern: I, II, IV, V. Von ihnen bildet V nur den Vorraum zu einer Wandnische, sowie zu

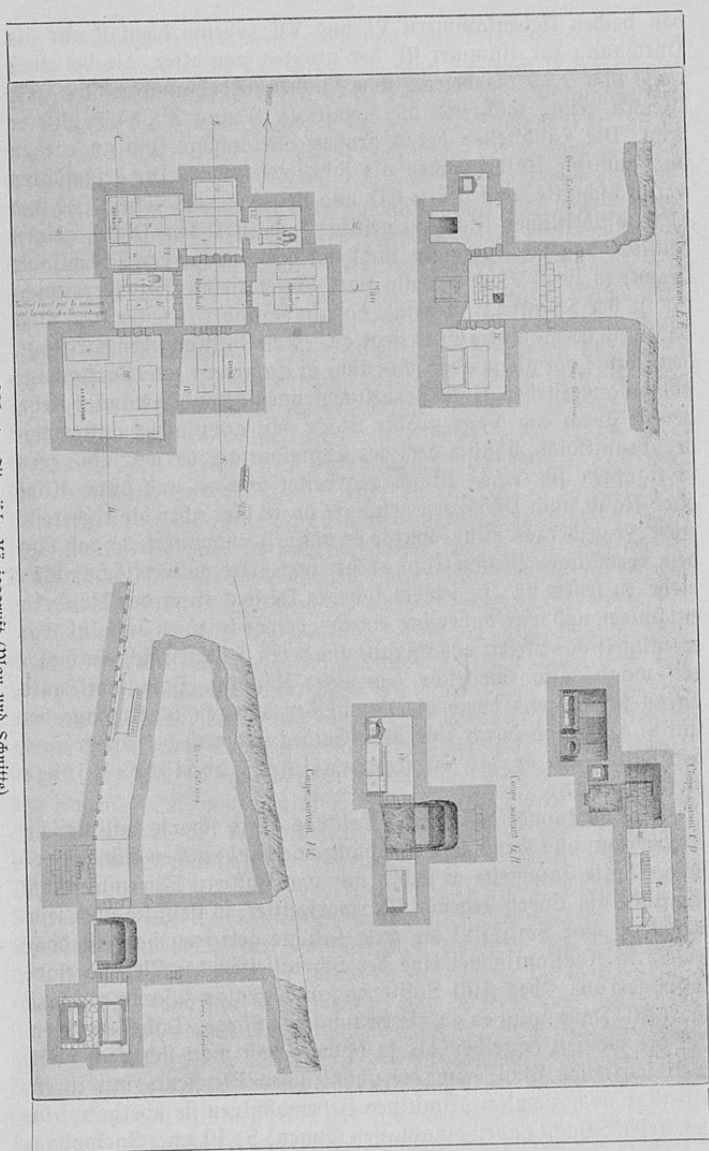


Abb. 1. Sidonische Königsgruft (Plan und Saitte).

den beiden Nebenkammern VI und VII; ebenso dient II nur als Durchgang zur Kammer III, der größten von allen, die bei einer Höhe von 2,75 die beträchtliche Flächenausdehnung von $6 \times 6\frac{1}{2}$ Metern zeigt, während die kleinste (VII) nur $3\frac{1}{4} \times 2\frac{1}{2}$ Meter mißt. Die Fundstellen der 4 großen Sarkophage sind angegeben und auch die Anthropoiden als solche erkennbar. Die beigegeführten 4 Durchschnitte, von denen CD und EF in nord-südlicher, GH und IJ in ost-westlicher Richtung geführt sind (vgl. den Plan), zeigen deutlich, daß die Kammern nicht auf dem Niveau der Schachthohle liegen: so liegt VI noch volle zwei Meter tiefer. Besonders wichtig ist der Schnitt IJ: er zeigt, daß in Kammer II unter dem Fußboden ein vermauertes Grab liegt, das einen Anthropoiden barg (vgl. den Plan); vor allem aber, daß auch in Kammer I zwei Sarkophage übereinanderstehen. Unter dem Klagefrauen-sarkophag nämlich steht, gedeckt durch eine Lage grober Blöcke, ein ägyptischer anthropoider Granitkoloss, ähnlich dem des Eschmúnazar. Er war einst fern in Ägypten für einen Mann gearbeitet worden und durch Kauf oder Raub nach Phönizien gelangt; da er hier aber die Überreste einer Frau bergen sollte, wurde er völlig zerhämmer, so daß von dem ehemaligen Manneskopf an der jetzt glatten Oberfläche nichts mehr zu sehen ist. In seinem sicheren Versteck ist er den Räubern entgangen und war daher der einzige, der noch seinen Inhalt barg: er enthielt das Skelett einer Frau, um deren Schläfen sich ein Goldreif wand, also zweifellos das einer Königin. Hamdi erkannte daran sofort, was durch die Pracht der anderen Sarkophage bestätigt wird und durch eine neue Entdeckung noch bekräftigt werden sollte, daß er die Fürstengruft der sidonischen Könige entdeckt habe.

Nachdem Hamdi das ganze Gelände durch scharfe militärische Absperrung und ständige Bewachung vor räuberischen Händen gesichert hatte, sammelte er selbst, nur von Baltazzi Ben unterstützt, sämtliche am Boden liegende Marmorsplitter, so klein sie auch sein mochten; eine Sorgfalt, die gute Früchte getragen hat: ist doch später in Konstantinopel eine der Schmalseiten des Alexandersarkophages aus über 400 Splittern fast lückenlos zusammengesetzt worden! Dann ging es an die Hebung der Särge. Dabei erwiesen sich die meisten derselben als so schwer, daß man sich noch nicht recht vorstellen kann, wie die phönizischen Werkleute mit ihren offenbar doch ziemlich primitiven Hebemaschinen sie überhaupt in den tiefen Schacht haben hinablassen können! So ist jener Sarkophag

der Königin von so enormem Gewicht, daß bei seinem Transport die dicksten Seile rissen und dann, als man sie durch Marinetroffen ersetzte, die Drehbäume der Winden brachen. Noch schlimmer war es, daß sich die feinskulptierten griechischen Sarkophage zum Teil als nicht viel leichter erwiesen. Wiegt doch allein der Deckel des Alexander Sarkophages volle 10 Tonnen, der Kasten sogar 15! Ein moderner Dampfkran leistet ja nun allerdings weit mehr; aber erstens hatte Hamdi keinen zur Verfügung (er hätte ihn auch schwerlich auf dem unterminierten Boden aufstellen können), und zweitens paßten die Greifklauen eines so kräftigen Krans doch gar zu energisch zu, als daß man ihnen die mit höchst empfindlichem Skulpturenschmuck gezierten Särge anvertrauen durfte. So entschloß sich Hamdi, einen leicht geneigten Tunnel zu bauen, der in die von Sarkophagen leere Kammer II münden sollte (vgl. Schnitt IJ). Da der Tunnel gerade auf seiner letzten Strecke harte Gesteinschichten durchbrechen mußte, ohne daß, wegen der Nähe der Nekropole, Sprengungen stattfinden durften, so forderte sein mühseliger Bau die ganze zähe Energie Hamdis heraus. Die Tunnelsohle wurde mit obengerundeten Holzbalken zu einer Schleifbahn hergerichtet, über die hingleitend mächtige Schlittentufen als Träger der Sarkophage hinaufgewunden werden konnten.

Aber auch jetzt noch boten sich bei jedem der großen Sarkophage scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Nicht bloß, daß der Satrapensarkophag in zähen Schlammmassen geradezu begraben war, weil das durch den Schacht herunterfließende Regenwasser sich naturgemäß zur tiefsten Stelle der Nekropole (s. Durchschnitt CD) seinen Weg gebahnt und durch das mitgerissene Erdreich den Boden der Kammer in einen Morast verwandelt hatte. Viel erheblicher war es, daß die Kammer I, die den Sarkophag der Klagefrauen barg, für dies gewaltige Werk viel zu niedrig ist. Daher hatte man bereits im Altertum bei der Einführung des Sarkophages die ihn krönenden Deckelzieraten abmeißeln müssen. Aber auch so betrug der Zwischenraum zwischen dem Sargdeckel und der Decke der Kammer kaum 10 Zentimeter; so wenig Spielraum hatte man, um die gewaltige und dabei äußerst empfindliche Steinmasse des durch Hammerschläge verletzten Deckels abzuheben! Hamdi wußte Rat. Er ließ unmittelbar neben dem Sarkophag ein in Größe, Höhe und Richtung dem Sarkophagkasten entsprechendes Postament aus übereinandergeschichteten, sorgfältig geglätteten Rundhölzern errichten. Darauf wurde der mit größter

Vorsicht leicht angehobene Sarkophagdeckel langsam auf das Postament hinübergeschoben und dann durch schichtenweises Herausziehen der Rundhölzer behutsam gesenkt; so konnte man ihn schließlich auf den Schlitten hinüberschieben, ohne ihn aus seiner wahren Lage gebracht zu haben. — Ebenso wurde der riesige Deckel des Alexandersarkophags abgehoben; freilich unter sehr viel ungünstigeren Umständen, da die Decke des Gemaches jeden Augenblick einzustürzen drohte und erst notdürftig unterfangen werden mußte. Das gewaltige Gewicht des Sarkophagkastens aber, dessen plastischer Schmuck gerade besonders empfindlich ist, spottete jeder Anstrengung. Endlich ließ Hamdi unter einem der Enden des Sarkophages hindurch in der Richtung der Schmalseite Rinnen von 10—12 cm Durchmesser in den Felsboden der Kammer schlagen und in diesen armdicke Stahlstangen unter den Sarkophag schieben, deren Enden er mit seinen stärksten Kränen verband. So wirkte deren vereinigte Hebekraft auf einen Punkt des Sarkophages, ohne daß man diesen selbst berührte. Die so gewonnene Erhebung des Ungetüms wurde durch Unterschieben von immer dickeren Walzen gesichert und allmählich vergrößert, bis man auch diesen Koloss auf die Schlittenkufen hinüberschieben konnte. Aber auch das wäre nicht ohne Schädigung des herrlichen Reliefs und namentlich nicht ohne Trübung ihrer Farben gelungen, wenn nicht Hamdi mit der größten Strenge eine Reihe von Vorsichtsmaßnahmen durchgeführt hätte, die uns fast komisch anmuten. Jeder Arbeiter mußte, bevor er einen Sarkophag anrührte, erst nachweisen, daß er reingewaschene Hände habe. Doch auch dies schien noch nicht genug der Vorsicht: er ließ die Leute daher weiße Handschuhe anlegen, die jede Unsauberkeit sofort verraten mußten. Und auch nachdem die Sarkophage ihren schützenden Panzer von Leinwand und Heu erhalten hatten, durfte niemand an sie Hand anlegen, dem nicht die Stelle des Griffes vorher genau bezeichnet war. — Am deutlichsten zeigten sich Hamdis Scharfsinn und Sorgfalt bei der Behandlung des Iydischen Sarkophages. Dessen sehr hoher und dabei sehr dünn gearbeiteter Spitzbogendeckel hatte besonders schwer unter den Hieben der Grabräuber gelitten; die eine der Schmalseiten war buchstäblich in Stücke geschlagen, und die Längsseiten zeigten bedenkliche kreuz und quer laufende Risse. Nahm man auch nur ein Stück gewaltsam ab, so brach das ganze Dach zusammen. Da ließ Hamdi in die Fugen eines möglichst freistehenden Eckstückes ganz feine Stäbchen stecken und diese mit einem Schwamm befeuchten. Das aufquellende Holz

trieb die Fugen ganz allmählich auseinander; immer dickere Stäbchen wurden eingeführt und durch Wiederholung des Verfahrens das gefährdete Stück sanft und langsam losgetrennt. So wurde nach und nach der selbstverständlich sorgsam abgestützte Deckel durch mechanische Kraft zerlegt, ohne daß ihn eine Menschenhand berührte. Die Bruchflächen waren so unversehrt erhalten, daß sie genau aufeinander paßten und sich der ganze Deckel später mit leichter Mühe wiederaufbauen ließ.

Während so in der Nekropole aufs eifrigste gearbeitet wurde, hatte Hamdi bereits die Vorbereitungen zur Überführung der Sarkophage nach Konstantinopel getroffen. Durch einen Hain war ein Weg zur nächsten Chaussee gebahnt worden und diese selbst hatte eine gründliche Ausbesserung erfahren; denn türkische Chausseen im status naturalis zeigen bisweilen höchst eigentümliche Oberflächenformationen. An der Küste aber, wo schon ein Schiff der türkischen Kriegsflotte auf die kostbare Last wartete, waren eine gewaltige Landungsbrücke und ein großes Floß erbaut worden, um die Sarkophage über das leichte Küstenwasser an Bord zu überführen.

Am 30. April war Hamdi gelandet; am 26. Juni schwammen die Sarkophage bereits auf hoher See: für die knappe Zeit von kaum acht Wochen eine Leistung ersten Ranges! Und dabei hatte Hamdi es fertiggebracht, zugleich noch ein zweites Unternehmen durchzuführen, das seinen Scharfsinn und seine Energie in wemöglichst noch glänzenderem Lichte zeigt; denn hier war dem Entdecker kein Zufall zu Hilfe gekommen.

Als Hamdi während der Ausgrabung einmal die Wände der Nekropole untersuchte, fiel ihm in Kammer V oberhalb der Nische ein kleines Loch auf. Er ließ es erweitern und kroch mühsam hinein; denn die Öffnung führte tatsächlich in die Tiefe des Felsens. So eng war die Spalte, daß er nur mit Mühe sich drehen und auf den Rücken legen konnte; aber ein einziger Blick beim Aufklappen eines Zündhölzchens belehrte ihn, daß er in einem neu entdeckten Grabe lag. Da dies offenbar zu einer anderen Nekropole gehörte als die sieben bisher geöffneten Kammern, so wurde jetzt mit fieberhafter Tätigkeit oben auf dem Erdboden der Eingangsschacht gesucht. Endlich nach zweitägigem Suchen ward er gefunden und nach abermals sechs Tagen angestrengtester Arbeit bis zur Sohle ausgeräumt. Zwei vermauerte Eingänge wurden sichtbar; die die südliche Tür sperrenden Quadern wurden eilig

nur dann Sinn, wenn sie als Stütze für Seile gedient hatten, an denen schwere Lasten niedergelassen waren. Also lag unter dem Fußboden etwas verborgen. Die genauere Untersuchung ergab auch bald, daß der Boden aus großen Steinplatten bestand, die so schwer waren, daß man sie in 4—5 Stücke zerschlagen mußte, um sie herausheben zu können. Als dies geschehen, stieß man auf eine zweite Lage von Blöcken: 6 Steine von 70×90 cm umgaben eine Platte, die $1\frac{3}{4} : 2$ Meter in den Seiten maß. Wie groß aber war das Erstaunen der Entdecker, als sich nach Entfernung jener sechs kleineren Blöcke herausstellte, daß die mittlere Riesenplatte über $1\frac{1}{2}$ Meter dick war, also einen ungeheuren Block von fast 10 cbm Inhalt bildete! Daß die Phönizier des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt in dieser engen Kammer das enorme Gewicht dieses kolossalen Schlußsteines ohne Hilfe der Dampfkraft und der Elektrizität haben bewegen und so exakt versehen können, ist eine bisher unerklärte Tatsache, die unsere auf ihre Technik mit Recht so stolze Zeit vor übermütiger Überhebung gegenüber der antiken Technik warnen sollte. So bittere Kämpfe auch diese Masse ankündigte, Hamdi war doch bei ihrem Anblick hocherfreut; denn nun war es sicher, daß hierunter etwas sehr Kostbares verborgen lag. Der Block zeigte Führungsrinnen für Taue: rasch wurden die stärksten Trossen herumgeschlungen und mit den kräftigsten Krähen verbunden; so gelang es, ihn auf einer Seite um 15 cm aufzukanten. Jetzt konnte sich Hamdi nicht länger halten; er befahl, den Block in dieser Lage festzuhalten, sprang hinab und zwängte seinen Kopf in den schmalen Spalt unter dem angehobenen Riesenstein. Und während Baltazzi Ben und die Arbeiter noch starr vor Entsetzen auf den tollkühnen Mann hinabblickten, erscholl aus Hamdis Munde ein Freudenschrei: unten stehe ein großer, schwarzer, über und über mit Inschriften bedeckter ägyptischer Sarkophag! Als Hamdi wieder heraufgeklettert war, ließ man den Block wieder zurückfallen; denn an eine Hebung war nicht zu denken. Aber die Steinmägen freischten jetzt Tag und Nacht, bis der Block in eine Reihe von Platten zerschnitten war, die man einzeln heraus-



Abb. 3.
Tabnitfarkophag,
Deckel.

nehmen konnte. Nun lag der schwarze Koloß vor aller Augen sichtbar da. In ihm befand sich eine gut erhaltene männliche Leiche, der ein goldenes Diadem vom Haupte gegliitten war; also wiederum ein König! Nun war kein Zweifel mehr, daß man tatsächlich die Gruft der sidonischen Fürsten entdeckt hatte, wie es längst Hamdis Vermutung gewesen war. Und diesmal verriet eine lange phönizische Inschrift, wer dieser König war, der an so einsamer und unzugänglicher Stätte hier die letzte Ruhe gefunden hatte, bis ihn der Forschertrieb Hamdis störte. Er nennt sich Tabnit und war der Forschung nicht unbekannt; denn es ist der Vater jenes Eschmünazar II., dessen Sarkophag Renan in den Louvre gebracht hat. Die schlichte Inschrift aber lautet in großartiger und ergreifender Einfachheit:

„Ich, Tabnit, Priester der Astarte und König der Sidonier, Sohn des Eschmünazar, des Priesters der Astarte und Königs der Sidonier, ich liege hier in dieser Lade. Und ich beschwöre jeden Menschen, der diese Lade entdecken wird: Öffne nicht meine Totenkammer und störe meine Ruhe nicht; denn bei mir liegt kein Gold und kein Geld und keine Kostbarkeiten. Mein Leib allein liegt in dieser Lade. Öffne nicht diese Totenkammer; denn das wäre ein Frevel vor Astarte. Wenn du aber meine Totenkammer öffnest und meine Ruhe störst, dann wirst du keine Nachkommenschaft unter den Lebenden auf Erden haben und keine Ruhestatt im Land der Toten.“

Zweites Kapitel.

Die Entstehung des griechischen Reliefs.

Zehntausende von Jahren mögen verflossen sein, seit unsere Ahnen in der Steinzeit das Mammut und das Renntier jagten. In den Höhlen, die ihnen zur Wohnung dienten, haben sich als beredte Zeugen ihrer Gesittung mannigfache Gebilde gefunden, die als die ältesten Werke menschlicher Kunstfertigkeit zu bezeichnen sind. Von wirklichem Kunstwert sind vor allem lebenswahre Darstellungen von Tieren auf Steinplatten und Knochengeräten. Mit einem scharfen Feuerstein sind die Umrißlinien und die sparsame Innenzeichnung auf der glatten Fläche eingeritzt; bisweilen ist aber auch der Grund um diese Umrisse herum so weit fortgeschabt, daß die Darstellung sich etwas über die Fläche erhebt. In jenen Bildwerken